



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Von unten nach oben

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Im Jahre 1887 hat der Verein für Sozialpolitik einen Band Gutachten und Berichte über die Vorbildung zum höhern Verwaltungsdienst in den deutschen Staaten, Österreich und Frankreich veröffentlicht. Der ganze Band, wie die ganze sonstige die Frage behandelnde Litteratur liefert anerkanntermaßen den Beweis, daß Preußen weit zurückgeblieben ist in der Vorbildung seiner Verwaltungsbeamten hinter allen den Staaten, denen Friedrich Wilhelm I. weit voran ging. Trotzdem hat die preußische Regierung, aber vor allem der preußische Landtag, sich bis heute nicht zu dem Entschluß einer durchgreifenden Reform aufzuraffen vermocht. Die Zeiten sind zu ernst, und Preußens Bedeutung im Reich ist zu groß, als daß damit nicht ein schwerer Vorwurf ausgesprochen wäre.

G. B.



Von unten nach oben



Der Mittelstand hat keine Ahnen, und sogar in unsern bessern bürgerlichen Familien weiß man oft über den Großvater hinaus nichts rechtes mehr aus der Geschichte des Hauses zu berichten. Manchmal geht die Kunde, wenn auch bloß in allgemeinen Zügen, etwas höher hinauf, und nur verhältnismäßig selten und namentlich in städtischen Geschlechtern oder in solchen, von denen ein Zweig in derselben Stadt wohnhaft geblieben ist, trifft man auf eine gepflegte urkundliche Überlieferung, die dann auch wohl einige Jahrhunderte umfaßt. In der größern Zahl der bürgerlichen Familien, bei solchen, die nicht das Glück haben, auf eine lange und beglaubigte Geschichte zurückzusehen, also da, wo die wirkliche Wissenschaft mit dem Großvater aufhört, setzt sich sehr häufig die Familienüberlieferung noch in der Art fort, daß sie von einem oder auch von zwei Vorfahren des Großvaters noch etwas weiteres zu wissen vorgiebt über Beschäftigung oder Herkunft, was aber bei dem ältesten, also dem ersten Ahnherrn seines Geschlechts, gewöhnlich schon recht dunkel lautet.

In den meisten Fällen, wo so die Muse der Geschichte von den Anfängen einer bürgerlichen Familie zu berichten weiß, macht sie es umgekehrt wie ihre Schwestern im Märchen oder in der antiken Sage. Im Märchen stammen bekanntlich geringe Menschenkinder manchmal von Königen ab, in der Heldensage leiten die Menschen bisweilen ihr Geschlecht von Göttern her. In unsern bürgerlichen Familien dagegen ist der Großvater oft geringer in Stand

und Beruf als das gegenwärtige Haupt der Familie, und der Vater des Großvaters, jener erste dunkel bekannte Ahn, pflegt dann wohl als ein noch Geringerer genannt zu werden. Solche Fälle also, wo der jetzt in seinen reifen Jahren stehende, selbständige Mann einen ebenso standesgemäßen Vater hat, einen schon weniger vornehmern Großvater und einen wenig bekannten, aber jedenfalls noch weniger vornehmen Urgroßvater, solche Fälle sind so häufig, daß man meinen möchte, die Familiengeschichte sei eine Art moralischer Erzählung oder Dichtung, die mit einer für das lebende Geschlecht möglichst erfreulichen Nutzenanwendung schließen wollte.

Menschen, die zum Betrachten neigen und die dann derartigen Lebensverhältnissen ihre Gedanken zuwenden, sagen nun mit dem üblichen Gange, eine angenehme oder in einem gewissen Zusammenhange passend erscheinende Wahrnehmung zu verallgemeinern: in bürgerlichen Familien ist „gewöhnlich“ der Großvater geringern Standes als der Enkel. Nach dieser Art zu beobachten hat es also der Enkel (4.) weit gebracht, und schon ebenso der Vater (3.), wenn, wie es oft vorkommt, dessen Großvater, jener „erste Ahn“ (1.) seinem Sohne (2.) gegenüber noch auf einer tiefern gesellschaftlichen Stufe stand. Man gewinnt auf diesem Wege, indem man eine vielleicht nicht sehr große Zahl einzelner Fälle in eine Regel bringt, ein Aufsteigen in vier Geschlechtern, wovon etwa eines an dem gesellschaftlichen Fortschritt der Familie nicht ganz so stark beteiligt ist wie die andern, wenn z. B. der Vater (3.) schon fast ebenso vornehm war wie der Sohn (4.), der Großvater (2.) aber und dessen Vater (1.) viel weniger vornehm waren als jener „Vater“ (3.).

Weiter kann man nun noch nach einzelnen Formen des Standes und nach bestimmten Arten der Beschäftigung suchen, in denen sich dieser Fortschritt der Familien besonders gern zu vollziehen scheint. Jeder von uns kennt wohl einen höhern Beamten, dessen Vater Pfarrer war, auch wohl mehrere solche Fälle, ferner auch eine Anzahl von Pastoren, die Söhne von Volksschullehrern sind. Er weiß ferner, daß viele Schullehrer aus Handwerker- und Bauernfamilien hervorgegangen sind. Er nimmt wahr, daß der Gymnasiallehrer, wenn er ein Mann von Ansprüchen ist, seinen Sohn nicht gern wieder Gymnasiallehrer werden läßt, sondern womöglich „etwas besseres.“ Auf diese Weise erhält jemand, der seine Betrachtungen in ein System bringt, vier Stufen, die ungefähr so aussehen: 1. Bauer, Handwerker. 2. Volksschullehrer, Subalternbeamter, kleiner Geschäftsmann. 3. Pastor, Gymnasiallehrer, mittlerer Geschäftsmann. 4. Höherer Beamter, Großkaufmann, reicher Mittelstand.

Auf Grund solcher Beobachtungen oder Voraussetzungen hat schon vor vierzig Jahren ein um die Erforschung unsers Volkslebens hochverdienter Mann Bücher geschrieben, die damals viele Menschen lieber gelesen haben als alle Romane. Und doch war es eine Art von Wissenschaft, die darin geboten

wurde. Alles erschien so glaublich und so wahr. Man meinte, in die Seele unsers Volks zu sehen, und es war so beruhigend, wahrzunehmen, wie schön und stetig es mit unserm deutschen bürgerlichen Leben aufwärts ging, wenn man sich auch als Nation damals noch nicht fühlen durfte. Ach und wie war das alles geschildert! So friedlich und sonntäglich, daß das Schulmeisterleben zum Idyll wird, wie bei Jean Paul, wobei es sich denn von selbst versteht, daß des vortrefflichen Künstlers Sohn der noch angesehenere Herr Pfarrer werden muß, wie in Vossens Louise. Ich weiß nicht, ob die schönen Bücher von Riehl (Land und Leute, Die bürgerliche Gesellschaft, Die Familie) noch viel gelesen werden; mir ist schon mancher begegnet, der Riehl als Musikschriftsteller und Novellisten schätzte, ohne von jenen Büchern etwas zu wissen. Jedenfalls werden sie auf heutige Leser nicht mehr den Eindruck machen wie damals. Denn das Leben hat sich geändert, und die Zeit der Sonntagsblattstimmung ist vorüber.

Ob nun aber das dort so anmutig und für das Gemüt so wohlthuend geschilderte in Wirklichkeit mehr als Dichtung war? Ob, wenn man mit dem Handwerkszeug der Modewissenschaft von heute, der Statistik, darangehen wollte und könnte, von jener Darstellung mehr übrig bleiben würde als die Wahrheit, die auch die Dichtung hat: daß es nämlich so sein kann und manchmal auch so gewesen ist, wer will das sagen? Jedenfalls geht die wirkliche soziale Bewegung, wenn man schärfer ans Beobachten geht und dann seine Erinnerungen sammelt, mehr im Zickzack, als es der Mensch sehen möchte, auf und nieder. Der Menschen Art hält sich nur gern an das Erfreuliche, und darum meint man auch, es sei natürlich, daß sich alles aufwärts entwickle. Das „Hinunter“ sieht keiner gern. Es ergreift und betrübt uns bei Menschen, die uns nahe stehen oder uns irgendwie angehen. Es im großen, als Erscheinung zu beobachten, interessiert keinen. So verfolgen wir denn auch den wirklichen Niedergang so vieler Familien nicht leicht auf eine längere Strecke, während uns das Glück der in die Höhe gekommenen dauernd vor Augen steht oder doch oft in die Erinnerung kommt. Und doch spricht schon Rousseau in der Neuen Heloise das wahre Wort aus: „Man hört immer nur von Talenten, durch die jemand emporsteigt. Keiner will hinunter. Meinst du, daß das natürliche Ordnung sei?“

Zum mindesten möchte doch jeder sich und die Seinen auf der Höhe, die er einmal erstiegen hat, erhalten. Der Wunsch ist menschlich gerechtfertigt. Man meint damit auch wohl schon ein Übriges an Genügsamkeit zu thun, wenn man von einer gewissen Mitte aus nicht höher strebt und nichts weiteres mehr verlangt, und man meint dann, in dieser Zufriedenheit schon eine Tugend zu zeigen. Aus dieser Stimmung heraus sind seit den ältesten Zeiten die vielen schönen Betrachtungen gewachsen über das Glück der mittlern Lebensstellung, über die wahre Mitte zwischen dem Zuviel und dem Zuwenig. Und wer in

dieses Lob von Herzen einstimmen kann, dem pflegt es für seine Person noch leidlich gut zu gehen.

Wir hören seit einer Reihe von Jahren besonders viel den Mittelstand nennen. Man versteht aber darunter nicht immer dasselbe. Da, wo besonders Wert auf äußern Besitz gelegt wird, z. B. in den Hansestädten, versteht der gesellschaftliche Sprachgebrauch darunter die, die nicht soviel haben, um ordentlich mitthun zu können, gleichviel, welcher Stellung und welches Berufs sie sind. In den sozialen Fragen unsrer Zeit gelten als Mittelstand die Handel- und Gewerbetreibenden, und wenn man dabei von der Erhaltung oder der Hebung des Mittelstandes spricht, so hat man nicht die Lage der Einzelnen im Auge, sondern die wirtschaftlichen Bedingungen des Gewerbes. Wir wollen in diesen Betrachtungen den Begriff etwas anders und gesellschaftlich etwas höher fassen und als Mittelstand alle die bezeichnen, die es an Bildung, Stellung oder Stand soweit gebracht haben, daß sie in den Niedrigerstehenden den Wunsch erregen, zu ihnen empor zu steigen, so wie z. B. die Gesellschaft eines Goethischen Romans eine Stufe höher zu stehen pflegt als die eines Jean Paulschen. Also der Tieferstehende möchte in die Höhe, hinein in diesen bessern Mittelstand!

Vor fünfundzwanzig Jahren führte mich ein Freund in die cité ouvrière des damals eben deutsch gewordenen Mülhausen. Im übrigen Deutschland, in Sachsen oder in den rheinischen Fabrikstädten kannte man ja auch schon die Arbeiter für sich wohnend und als abgeschlossene Klasse lebend. Aber so wie dort trat das doch wohl in seiner Eigentümlichkeit nirgends hervor. Außerlich angesehen, schienen ja die Mülhäuser Fabrikanten recht viel für ihre Arbeiter gethan zu haben. Denn so frei und licht wohnt in den hohen Häusern der großen deutschen Städte mancher besser gestellte Mann nicht wie der Arbeiter in diesen zweistöckigen Vierfamilienhäusern mit etwas Hof oder Garten davor. Aber die Einförmigkeit der Quartiere gab doch schon zugleich das Bild der ganz bestimmt zugeschnittenen Existenz, aus der keiner empor konnte, wie ich damals zuerst hörte. Was der Vater hatte, das reichte gerade soweit, den Sohn zu dem zu bringen, was er selbst war, und wenn es weiter gereicht hätte, so fehlte dem so aufwachsenden Geschlecht der Trieb und der Gesichtsfreis, es anders zu machen und es weiter zu bringen. „Wie soll unsereiner weiter kommen?“ sagte geradezu einer dieser Männer, mit dem ich mich in ein Gespräch einließ. Dasselbe Wort hörte ich viel später wieder in einer mitteldeutschen Stadt, wo ich damals wohnte. Auf meinem Wege sah ich täglich einen Eisenbahnbediensteten an einem ziemlich belebten Übergange, wo er die Aufgabe hatte, eine Barriere hin- und herzuschieben. Nachdem ich ihn längere Zeit hindurch immer dasselbe Geschäft in derselben einförmigen Weise hatte ausführen sehen, redete ich ihn endlich einmal an, und da erzählte er mir, daß er nun schon lange, viel länger als ich ihn beobachtet hatte, dieselbe

Stange hin- und hergeschoben — ließ mir auch sagen, wieviel er dafür bekam (es war nicht zu wenig für die ja nicht eben mühsame Arbeit), aber es lag mir vor allem daran, zu wissen, ob ihm die Eintönigkeit seines Berufs ebenso zum Bewußtsein käme wie mir. Und als ich ihn fragte, ob denn das nicht die Vorbereitung zu etwas besserem wäre, sagte er gerade so, wie jener Arbeiter in Mülhausen: „Wie soll unsereiner weiter kommen!“ Und noch ein Bild. Draußen vor der Stadt ging ich eines Abends an einer Erdhöhle vorüber, aus deren Innerm schwacher Rauch emporrang. Es war ein Kalkofen. Ein Mann saß in der Höhle und stierte in die glimmende Asche. Als ich ihm länger zugesehen hatte, ohne daß er sich zu bewegen schien, kroch er endlich an die Öffnung seiner Behausung. Seine Aufgabe bestand darin, allein, ohne Gesellschaft, Acht zu geben, daß die Glut nicht ganz verlöschte, und nur von Zeit zu Zeit durfte er mit einem schwachen Willensakt eingreifen. Wie lange er das schon getrieben hatte, behauptete er, nicht mehr zu wissen, und keine weitere Frage schien mehr in ihm ein Interesse an der Art seines eignen Lebens erwecken zu können. Er besaß z. B. eine Taschenuhr, zog sie aber für gewöhnlich nicht mehr auf. So etwas hatte ich noch nicht erlebt in einem Zeitalter, wo die „Konfirmationsuhr“ ein historischer Begriff geworden ist, weil sie einige Jahre zu spät kommen würde. Ich ging weiter mit dem Eindrücke, den ich bis heute behalten habe, daß ich mir etwas Hoffnungsloseres als Form eines Lebensberufs überhaupt nicht mehr habe vorstellen können. Wo bleibt nun aber ein Mensch, wenn es ihm schlecht geht, ohne alles Hoffen? ohne irgend ein Streben, das doch sogar der Bessergestellte in der Form von Mühe und Sorge zu seinem Wohlbefinden und zu seinem Glücke braucht!

Es muß und soll also im Menschen liegen, wenn ihm sein Leben etwas wert sein soll, daß er sich zu verbessern suche. Aber wie kann das geschehen? Zunächst auf sehr verkehrte Weise, wenn das Streben der Menschen nur darauf hinausgeht, sich durch feine Kleider und andre äußerlichkeiten über ihren Stand zu erheben, wie wir das am auffälligsten am weiblichen Geschlecht in den niedern Ständen (und zwar nicht nur bei der sogenannten arbeitenden Klasse) sehen können. Dort hat der Wunsch der Eltern, die Kinder über ihren Stand zu erheben, meistens eine Folge gehabt, die man als Regel so ausdrücken kann: je tüchtiger die Mütter sind, desto weniger taugen die Töchter. Die Mutter eines solchen kleinen Hauses trifft man im Arbeitskleid in der Küche bei ihrer Beschäftigung. Die Tochter sitzt feiner angezogen im Zimmer und sticht oder thut sonst etwas besseres, was das einfältige Elternpaar bewundert und als eine Art Anwartschaft auf eine Lebensstellung höherer Ordnung für den Liebling ansieht. Die Mütter haben gedient, die Töchter sind zu gut dazu. Sie treten lieber in Ladengeschäfte ein, um da als Damen zu gelten und sich putzen zu können und abends frei zu sein. Und wenn sie dann schließlich nach einigen Enttäuschungen sehen, daß das auch noch mühevoll ist, so nennen sie es Aus-

beutung, und daraus wird dann bekanntlich ein Teil unsrer „Frauenfrage.“ Wenn irgend etwas verfahren ist, so ist es die. Es wird zuletzt dahin kommen, daß kein Frauenzimmer mehr waschen und putzen will, sondern jedes nur verkaufen und im feinem Kleide irgend eine Art von Repräsentationsdasein führen will, nur um sich einreden zu können, daß sie „etwas besseres“ sei.

Doch wir wollen hier nicht Frauenfrage treiben. Wir wollten ja nur vom Aufsteigen der Männer aus ihrem Stande reden; denn die Männer machen die Familie. Es wiederholen sich da gewisse Erscheinungen, Typen, wie man das zu nennen pflegt. Wir bemerken noch etwas, wie jene Kiehl'schen Stufen. Aber die Art der Bewegung hat sich geändert.

Handwerker und Kleinbauern suchen ihre Söhne jetzt mehr als früher in den subalternen Dienst zu bringen. In Gegenden, wo der Landmann noch etwas bedeutet, sieht es dieser freilich nicht für eine Standeserhöhung an, wenn sein Sohn Postschreiber werden muß, und auch der gutgestellte Handwerksmeister der Stadt wird für seine Person mit dem kleinen Beamten nicht tauschen wollen. Aber die Vornehmheit ist hier weniger das Ziel der Wünsche, als der feste Gehalt und die Sicherheit einer wenn auch bescheidenen Stellung. Die wirtschaftliche Lage zwingt oder bewegt oft dazu. Handwerker, die etwas ganz ordentliches gelernt haben, treten für ihre Person noch in spätern Jahren manchmal in höchst langweilige Posten von Aufsehern, Verwaltern, Institutsdienern über, nur um „versorgt“ zu sein.

Weniger begehrt ist jetzt der Volksschullehrerstand, dem sich früher Söhne von Handwerkern, namentlich auf dem Lande, aber auch Söhne wohlhabender Bauern zuwendeten. Sie sahen in dieser Laufbahn eine Standeserhöhung mittels der größern Bildung, die sie voraussetzte, und dieser tüchtige, brauchbare Lehrerstand hat, gerade so wie das Kiehl beschreibt, zahlreiche tüchtige Söhne in höhere Berufe und Stellungen geliefert. Ich selbst bin noch mit Söhnen von Handwerksmeistern ins Gymnasium gegangen, die von vornherein nichts andres werden wollten als Volksschullehrer, und die dies nicht etwa später nur geworden sind, weil ihnen etwas höheres mißglückt wäre. Diese Art „Ersatz“ ist jetzt seltener. Der Stand der Volksschullehrer, der sich ja selbst jetzt recht vornehm dünkt, und der auf seine stramme Organisation stolz sein kann, imponiert nach meinen Wahrnehmungen doch dem Volke als Laufbahn viel weniger als der Stand des kleinen Beamten. Viele von denen, die früher Volksschullehrer geworden wären, ziehen es darum heute vor, in den subalternen Dienst zu gehen, oder sie überspringen eine Stufe und werden gleich Pfarrer oder Gymnasiallehrer. Der „Ersatz“ aus dem Volke erfolgt also nicht mehr so reichlich zum Stande der Volksschullehrer. Der Stand wird darum heute, wenn man zählen wollte und könnte, auch nicht mehr die Bedeutung für den weitem Zug nach oben haben, die ihm Kiehl noch zuschreiben konnte.

Dagegen kommen auf unsre Universitäten jetzt viel mehr Leute unmittelbar aus den untern Ständen als früher. *) Darüber liegen längst Zahlen vor, die wir nicht zu wiederholen brauchen. Im Falle nun den betreffenden sein Streben zum Ziele führt, würde das für unsre Frage bedeuten: dem bessern, gebildeten Mittelstande wachsen heute mehr als früher Elemente aus dem Volke zu, ohne daß eine Zwischenstufe von einer Generation eingenommen wird. Wie vollkommen oder wie unvollkommen das Hineinwachsen in den höhern Stand auf der entscheidenden Stufe geschieht, davon ist gewöhnlich nicht die Rede, und die vielen gar nicht zum Ziel gekommenen und vollständig verunglückten Existenzen zählen vollends nicht mehr mit. Der „Ersatz“ des bessern Mittelstandes geschieht also thatsächlich auf diesem Wege, unmittelbar von unten. Gymnasiallehrer, namentlich in kleinern Städten, werben alljährlich dafür, indem sie sogenannte talentvolle arme Knaben zum Studiren ermuntern. Die „Entdeckung“ der Talente ist gewöhnlich schon Sache der Landpfarrer. Es wird keiner unter unsern Lesern sein, der sich nicht eines oder einiger solcher Kameraden von irgend einer Stufe seiner fachmäßigen Ausbildung her erinnern könnte. Als Universitätsstudium kommt vorzugsweise in Betracht, was am wenigsten Aufwand an Mitteln verlangt, also Theologie und höheres Lehramt.

Günstige Ergebnisse hat diese Art des Aufsteigens bis in die neueste Zeit wohl nur in der Theologie gehabt, nämlich in manchen ausgezeichneten Geistlichen von ganz kleiner Herkunft. Jeder wird solche Namen leicht finden. In der Herkunft liegt eine wichtige Quelle des Volkstümlichen, was der Pfarrer unter allen Umständen braucht. Ich hörte z. B. einst in einer Dorfkirche den Prediger vor seinen Zuhörern seine Ermahnung in dieser Form auf den Bauernmann zuschneiden: „Wenn du deinen Sohn um einer geringen Unwahrheit willen im Zähzorn zu hart straffst . . .“ und sagte beim Hinausgehen zu meinem Begleiter etwa folgendes: Erstens bringt eine Lüge seines Kindes einen Bauern nicht zum Zähzorn, wohl aber ein zerbrochener Topf oder ein verlornen Pfennig, und zweitens sollte in einem solchen Beispiel ein Pfarrer der Lüge niemals die Rolle des Adaphoron geben, da der geringe Mann hier ohnehin das Grobe kaum richtig beurteilt. Dieser Prediger war nun zufällig ein Sohn vornehmer Eltern und kannte das Wesen des Bauern gar nicht, womit natürlich nicht gesagt sein soll, daß, um das Volk zu kennen, man notwendig Sohn eines Bauern sein müsse. Das Volkstümliche kann ja auch durch Anempfindung und Beobachtung begriffen werden.

Viel seltener gehen Juristen und Ärzte unmittelbar aus den niedern Ständen

*) Der Satz kann bezweifelt werden. Aber man darf sich nicht täuschen lassen durch die äußerlich, z. B. in Kleidern, viel noblere Haltung. Vielleicht gab es vor hundert Jahren, an einzelnen Universitäten möglicherweise auch noch vor fünfzig, mehr Studentenproletariat als jetzt. Aber davon zählte der größte Teil gesellschaftlich von vorn herein nicht mit und brachte es auch zu nichts, sondern verkam.

hervor. Die kostspieligere Laufbahn beschränkt den Zuzug wenigstens auf solche, deren Eltern entweder in einer Universitätsstadt wohnen und es deshalb leichter haben oder sich schon eines gewissen Wohlstandes erfreuen. Wenn hieraus auch noch keine größere Bildung zu folgen braucht, so folgt doch meistens daraus eine etwas höhere äußere Lebensgewöhnung. Der Übergang ist darum nicht so schroff, und die Angleichung des Einzelnen an den höhern Stand wird außerdem durch die allerlei Außerlichkeiten mehr erzwingende gesellschaftliche Stellung der Juristen und Ärzte mehr gefördert. Dagegen wird man hier besondere Vorzüge, die dem spätern Berufe zu gute kämen, dem unermittelten, schnellen Emporsteigen aus geringem Stande nicht zuschreiben wollen. Für den zukünftigen Richter ist es zum Verständnis seiner Aufgabe dem Volke gegenüber nicht erforderlich, daß er aus ungelehrtem Stande hervorgehe, ebenso wenig für den künftigen Arzt. Dem Geistlichen kann es unter Umständen zum Vorteil ausschlagen, jedenfalls wird es ihm unter allen Trägern eines höhern Berufes noch am wenigsten nachteilig sein. Dem höhern Lehrstande dagegen gereicht es ganz gewiß nicht zum Vorteil, wenn er sich vorzugsweise aus den niedern Volksschichten ergängt.

Erwägt man das alles, so sieht man, daß die Gesellschaft durch dieses Emporsteigen einzelner nicht gewinnt. Wie nach dem bekannten Sage schnell erworbener Reichtum nicht standhält, so bedarf auch die höhere Bildung zu ihrer möglichst vollkommenen Ausgestaltung eines allmählichen Wachstums. Das Gemeinwesen hat also kein Interesse daran, diesen Zug nach oben zu befördern, und wir sollen ihn nicht als Zeichen einer gesunden Entwicklung ansehen. Wie steht es nun mit dem Einzelnen, dem gleichwohl dieser Trieb eingepflanzt scheint? Jeder drängt nach oben, und wenn es ihm möglich gemacht wird, das noch schneller zu thun, nicht mehr stufenweise, welche Erwägung könnte oder sollte ihn zurückhalten? Wie steht es nun um die Ergebnisse vom Gesichtspunkte des Privatlebens aus, wenn wir auf das wirkliche Leben sehen? Wie groß ist die Summe des persönlichen Glücks, des wirklichen oder des vermeintlichen, das dem Einzelnen auf diesem Wege zu teil wird? Wie groß die Summe des Gegenteils?

Diese Frage ist von einiger Bedeutung in einer Zeit, wo jeder nach oben sieht, wo sich keiner mehr bescheiden mag, und wo, da doch nicht alle zum Ziel kommen, für einen großen Teil der Menschen das Ende Enttäuschung und Unzufriedenheit sein muß. Das Leben ist freilich viel zu mannichfaltig, als daß wir auch nur eine Seite des Gegenstandes annähernd erschöpfen und jemand, der diesen Gedanken von vornherein unzugänglich wäre, etwas einem Beweise ähnliches geben könnten. Es sollen hier nur einzelne Züge hervorgehoben werden. Die Grenzbotten sind so oft für die untern Stände und für den „Zug nach oben“ eingetreten, daß sie auch einmal Lesern, denen der andre Standpunkt zusagt, Gelegenheit geben dürfen, die Sache von obenher anzusehen.

In vielen armen Familien soll der Sohn — oft nur einer unter mehreren, weil es nicht weiter reicht — das Haus vorwärts bringen, sein Ansehen, sein Glück erhöhen. Auf ihn wird alles gewandt, was den andern Kindern entzogen werden muß. Wenn er unter großen Opfern seiner Geschwister endlich selbständig geworden ist, so fängt sein eignes Leben erst an. Ein Universitätsstudium giebt äußerst selten einen hinlänglichen Ertrag, wovon den andern Familienmitgliedern noch etwas zu gute kommen könnte. Sollte es aber der Fall sein, und es ist ein guter Sohn oder Bruder, den dies Glück trifft, so ist es für die Geschwister doch meist schon zu spät geworden, um das noch zu nutzen. Ihr Weg ist inzwischen gemacht, aber auf der tiefern Stufe. Sie sind nun von ihrem Bruder gesellschaftlich geschieden. Was haben sie von der Ehre, einen so vornehmen Bruder zu haben? Wie wunderbar kommt sich ein solcher Bruder und andern, die es beobachten können, schon vor, wenn er nur bei den Seinen zu Besuch ist, z. B. als Student in den Ferien! Es nimmt sich manchmal wirklich aus wie eine Komödie. Also der Emporgestiegene hat nun für sich zu sorgen, denn er will sich demnächst seinen eignen Hausstand gründen und kann das doch nicht mehr in den bescheidenen Ansprüchen seiner frühern Gewöhnung. Daß er aber für seine Person soviel erreicht hätte, daß er soviel erwerben oder einnehmen könnte, um seine Angehörigen daran teilnehmen zu lassen — wie der reiche Onkel in Amerika, der seine ganze Familie nachkommen läßt —, das kommt wohl in Romanen vor, vielleicht beschäftigte es auch noch einst die Phantasie des Knaben, als er unter den Entbehrungen seiner Angehörigen seinem höhern Berufe entgegenwuchs, aber im wirklichen Leben geschieht es kaum. Der Lebensweg hat nur einen einzigen aus der Familie nach oben geführt. Und die andern? Der Bauer, der gutstehende Geschäftsmann wird sich freuen, wenn sein Bruder Pastor oder Gymnasiallehrer ist; es war eben genug in der Familie vorhanden, um den Aufwand ohne Schaden für die andern zu bestreiten. Aber der Arbeiter oder der arme Flickschneider oder Schuster haben von der Ehre ihres vornehmen Bruders nichts, als die bittere Erinnerung an das, um was sie selbst zu kurz gekommen zu sein meinen.

Und wie vielen ältern Töchtern aus etwas besser gestellten Familien begegnet man im Leben, die sich kümmerlich durchbringen müssen und dann wohl erklärend sagen: „Ja, bei uns zu Hause wurde alles an die Brüder gehängt, da blieb für uns Mädchen nichts übrig.“ Ist das etwa schön?

Nun findet vielleicht einer oder der andre unsrer Leser in seiner Erinnerung einen Fall, wo ein zu Glück gekommener Bruder auch seine Geschwister, oder wo ein einziger Sohn seine Mutter versorgt hat. Allerdings glaube ich, daß das viel eher vorkommen wird, wenn der betreffende durch ein glücklich betriebenes Gewerbe oder als Kaufmann zu schnellem Wohlstande gelangt ist, als durch die Universitätslaufbahn. Und in dem Falle ist doch auch von seiten

seiner Familie. für seine Laufbahn kein so großer Aufwand gemacht worden, als wenn er studirte. Die Art des Aufsteigens war auch angemessener, vernünftiger. Denn der Gedanke war auf wirtschaftliche Verbesserung, anstatt auf ehrenvolle Stellung gerichtet. Das Universitätsstudium ist lange nicht mehr in dem Sinne wirtschaftlich rentabel. Und sollte es in einem einzelnen Falle zu besonderm äußerem Glücke führen, und sollte sich in diesem wieder der gute Sohn oder Bruder als solcher bewähren, so wird man doch, wenn man weiter nachdenken will, auf einen einzigen derartigen Fall viele andre Fälle finden, die der eben gegebenen Schilderung, wie der Regel das Beispiel, entsprechen, Fälle also, wo der emporsteigende Sohn seinen Weg für sich allein geht. Auf diesem wollen wir ihn nun begleiten.

Auf unsern Universitäten besteht die leidige Ordnung, daß dem armen Studenten das Honorar für die Vorlesungen gestundet wird. Muß er vielleicht im schlimmsten Falle alles andre bar bezahlen, hier findet er sicher Kredit. Seine geistige Ausbildung kostet ihn einstweilen nichts. Dafür geht er dann aber auch mit einem für seine Verhältnisse recht beträchtlichen Schuldenkapital belastet ins Leben und soll es abtragen, sobald ihm das seine Einnahmen möglich machen. Aber gewöhnlich hat der ehemalige Student auch noch andre Schulden. Dazu kommen ferner die Forderungen, die der Weg zum selbständigen Berufe auf seinen verschiedenen Abschnitten an das Privatvermögen des Einzelnen stellt, und wo solches nicht vorhanden ist, giebt es wieder neue Schulden. An der Stelle eines günstigen Erfolges des also Emporgestiegenen haben wir dann schließlich ein Ergebnis, worüber der Anzeigenteil einzelner Zeitungen fast täglich Zeugnis giebt. Ein Kandidat der Theologie, der vor dem ersten oder zweiten Examen steht, bittet edle Menschenfreunde — Ein Pfarrvikar, der seine erste Pfarre antreten soll, aber noch verschiedene Verpflichtungen zu begleichen hat, bittet usw. — Ein Pfarrer, der ohne seine Schuld in Schuldennot geraten ist, bittet unter Hinweis auf eine Lebensversicherungspolice usw. Oder einer bittet für den andern; immer sind es Theologen oder Lehrer, und vielleicht jedesmal, wenn man den einzelnen Fall kenne, würde man sagen dürfen: Wäre es dem betreffenden nicht besser gewesen, er hätte seinen Lebensweg nach seinen eignen Mitteln und näher dem Berufe seiner Eltern gewählt, anstatt ihn auf fremde Wohlthätigkeit zu gründen? Das Brot der Gnade essen müssen demütigt entweder, oder es verbittert, aber es bildet keinen Charakter und läßt freie Bildung sicherlich nicht aufkommen.

Allerdings lernen wir ja von Kindesbeinen an, daß Geld nicht glücklich mache, und um geistigen Gewinnes willen sollen wir Außerliches freudig entbehren. Aber der Weg, von dem wir hier zu reden haben, wird ja nicht aus geistigem Hunger eingeschlagen; er kann nur als das Ergebnis einer Spekulation gelten. Ja, wenn nun wenigstens der geistige Gewinn das materielle Mißlingen noch aufwiegen könnte! Aber es gehört zu den vielen Täuschungen,

die unsre Auffassung von Lebensverhältnissen durch Bücher, Romane, Erzählungen erfährt, daß man meint, es führte zu besonders schönen Geistesblüten oder zu klaren wissenschaftlichen Ergebnissen, wenn ein Mensch von unten plötzlich in die höhere Region gehoben wird, und es sei immer nur wirkliches Talent, was so unvermittelt von unten nach oben dringe! Universitätslehrer von einiger Erfahrung wissen im Gegenteil, wie außerordentlich selten die Talente unter diesen mittellosen Emporstrebenden sind. Sie wissen andererseits an solchen Schülern, die aus bessern Familien stammen, den geistig vorbereiteten Boden auch für ihre besondern Lehraufgaben zu schätzen, und vor allem wissen sie von der entsetzlichen Misere der vielen Studenten ein Lied zu singen, die „nichts haben,“ und die doch nicht aus innerm Verufe, sondern um sich äußerlich zu verbessern auf die Hochschule gekommen sind oder von ihren Angehörigen und Beratern getrieben sind. Aber so etwas dringt nicht leicht an die Öffentlichkeit, und so bleibt denn der arme, aber talentvolle Knabe mit der großen geistigen Zukunft eine stehende Figur im Kreise der Lebensanschauungen unsers Volkes und wirkt da vielleicht auf die armen Knaben nicht minder schädlich als ehemals, nach unsrer Pädagogen Meinung, die Indianergeschichten von Cooper oder Jerry auf die reichen.

Ein feiner und tiefer Beobachter menschlicher Verhältnisse, Professor Hilty, spricht im zweiten Bande seines Buches „Glück“ über einzelne bedeutende Eigenschaften eines Menschen, wie Mut, Selbstgefühl, richtigen Geschmack, und meint, dazu gehöre schon eine gewisse Vererbung. „Daher, sagt er weiter, sind auch alle großen Bahnbrecher politischer und geistiger Freiheit selten aus der untersten Volksschicht gekommen, sondern aus einer bereits vorgebildeten Mittelschicht, oft genug sogar aus der Aristokratie selber. Es ist daher auch ein großer Fehler, beinahe ein Vergehen gegen seine Nachkommen, wenn ein höher gebildeter Mensch unter seinem Bildungsstande heiratet.“ Der Satz ist treffend und weist nach vielen Richtungen hin. Unter den Bahnbrechern hätte Hilty als Ausnahme Luther nennen können, vielleicht auch Shakespeare, wie wohl die Forscher darüber noch nicht einig sein werden, ob der nicht schon aus einer „vorgebildeten Mittelschicht“ gekommen sei. Ein Genie ist ferner jedenfalls Carlyle, und er ist aus dem Arbeiterstande hervorgegangen; sein Vater war Maurer. Nun, Bahnbrecher und Genies zählen ja an und für sich schon als Ausnahmen, woher sie auch kommen mögen. Hat aber einer unsrer Leser wohl einmal daran gedacht, wie viel oder wie wenig einfache sogenannte Talente aus den untern Volksschichten auf einem sehr offenkundigen und leicht übersehbaren Felde, nämlich in unsrer Literaturgeschichte, zu finden sind?

Da ist zuerst der Schusterssohn Winckelmann, er gehört unter die Genialen. Wir sind noch heute seinem Genius dankbar, daß er den Flug nach oben genommen hat. Aber für ihn war es kein Adlersflug, mühelos der Sonne entgegen, sondern, menschlich angesehen, ein recht mühseliges, elendes Empor-

kriechen und Krabbeln, und ich weiß nicht, ob ihm viele von uns das nachmachen möchten, bloß um den Lohn eines großen Nachruhms, wenn der ihnen für ihre Mühsal verbürgt werden könnte! Denn glücklich und in sich harmonisch war Winkelmann nicht. Und wer Carlyles Leben kennt, weiß, daß es mit ihm nicht anders war. Hätte aber jemand an ihn geradezu die Frage gestellt, er würde vollends in seiner polternden Art geantwortet haben: Der Mensch ist gar nicht dazu da, glücklich zu sein, er ist da, um zu arbeiten! Und wer das von Herzen sagen kann, für den giebt es ja auch die ganze Frage, mit der wir uns hier beschäftigen, überhaupt nicht mehr. Ein anderer unter den Emporgestiegenen wäre etwa noch Jung-Stilling, der Sohn eines Dorfschneiders. Seine Selbstbiographie ist für unsre Frage lehrreich. Wir wollen an sie aber hier nur eine Beobachtung knüpfen: wie lange hat dieser Mann mit dem kindergleichen Gemüt und mit seinem Gottvertrauen gebraucht, um nur eine einzige Folge seines Aufsteigens, nämlich die zu den Forderungen des neuen Standes nicht passenden äußern Unebenheiten seines Wesens, notdürftig auszugleichen! Und darnach frage sich jeder Leser der Selbstbiographie Stillings, ob er noch, wenn er vor die Wahl gestellt wäre, für seine Person das Glück eines solchen Lebens eintauschen möchte. Er wird zum mindesten der Ansicht sein, daß der vortreffliche Mann das Glück, wie es die Menschen gewöhnlich verstehen, eher gefunden hätte auf den bescheidenen Wegen seiner Vorfahren. Ihm war nur der Beruf des Arztes und seine Schriftstellerei, also wieder die Arbeit, wie bei Carlyle, Ersatz für das, was ihm an heitern und erfreulichen Gaben das Leben ebenfalls nicht gewährt hatte, als es ihn äußerlich zu beglücken schien. Hätte er diese Arbeit nicht gefunden, so würde er geradezu unglücklich geworden sein. Ganz anders ist es Goethes Jugendfreund Klinger gegangen. Dem ist es wirklich „geglückt“, ein vornehmer Mann zu werden. Er war der Sohn einer Waschfrau und ist später nicht nur General geworden, sondern auch ein hochgebildeter und wirklich vornehmer Mann. Aber nun stelle man dazu noch einen, den letzten, an dem wir etwas zu beobachten haben, nämlich Seume! Dann ist die Reihe schon zu Ende. Seume stammte aus kleinbäuerlichen Verhältnissen, war nicht unbegabt, aber in seinen Schriften zeigt er sich durch und durch verärgert und vergrämt, äußerlich genommen über Erscheinungen seiner Zeit, im Grunde aber doch über sich selbst, weil er es auf seinem unebnen Lebenspfade zu keiner innern Harmonie hat bringen können. Ein äußerst trauriger Eindruck!

Und diesen Eindruck hat man so oft in Schriften geistiger Parvenüs, die noch nicht der Litteraturgeschichte angehören, und dann darf man wohl denken: wieviel Glück mußte erst zerstört werden, damit diese Kunstpflanze emporkommen konnte! Und hat dieses oder jenes Buch wirklich den Wert, daß darum erst ein natürliches, bescheidenes, bücherloses Menschenleben geknickt werden mußte? Es wird nicht unter die Sätze der „Klassenmoral“ gerechnet werden dürfen,

wenn wir aus unsrer Litteraturgeschichte gelernt zu haben meinen, daß eine edle, geistige Frucht nur auf bereits veredeltem Stamme wächst. Und denselben Eindruck werden unsre Leser gewinnen, wenn sie auf andre Gebiete geistigen Thuns ihre Gedanken richten wollen.

Wir möchten noch das Gegenteil dieses geistigen Adels, die vielen Disharmonien, die das Emporstreben leicht mit sich bringt, an einigen kurzen Zügen aus dem Leben weiter verfolgen. Alles soll zu einander passen. Das ist eine ideale Forderung. Wie leicht wird doch auch das in äußerlichen Dingen gestörte Ebenmaß von jedermann empfunden! Ich kannte einst einen klugen, wohlhabenden und angesehenen niederdeutschen Bauern, der gelegentlich mit Herren und Grafen zu Tische saß, und dessen Wort überall mit Achtung gehört wurde. Er war der Erste in seinem Stande. Als er schon über die Mitte seiner Jahre hinaus war, ritt ihn der Hochmutsteufel, und ein Zug nach falscher Bornehmheit zwängte ihm anstatt seines gewohnten Platt ein ungeschicktes Hochdeutsch an, in dem er sich zeitlebens nicht zurecht fand. Von nun an spielte dieser kluge und in seiner Art hochstehende Mann die Rolle eines Tölpels. Einer seiner Gönner hatte diese Veränderung und ihre Folge schon früh vorausgesagt. Ich selbst habe sie wenigstens durch eigne Wahrnehmung noch bestätigen können und möchte nun diese kleine Geschichte noch mit einer andern zusammenstellen, die für ein andres Gebiet dieselbe Nutzenanwendung ergiebt. Ein in seiner Art ganz ausgezeichnete junger Volksschullehrer war an der Vorschule eines Gymnasiums angestellt. Jeder schätzte ihn, und Höhergestellte verkehrten gern mit ihm und auf gleichem Fuße. Man hatte den Eindruck, einem Muster seiner Gattung, einer sozusagen vollkommenen Existenz gegenüber zu stehen. Da nun seine Schule in einer Universitätsstadt lag, so wurde es ihm möglich, ohne seine Stellung aufzugeben, noch Vorlesungen zu hören, ein Examen zu machen, und schließlich wurde er als studirter und promovirter Gymnasiallehrer nach einem andern Orte versetzt. Jeder freute sich dessen, alle wünschten ihm Glück. Einer aber meinte im Stillen: ob der Doktor X eine so ausgezeichnete Stelle einnehmen wird, wie der Volksschullehrer X, das ist noch sehr die Frage. Dieser Mann hat das klügste Wort von allen gesprochen.

In den seltensten Fällen wird man dem Einzelnen persönlich etwas gutes anthun, den man doch zu fördern meint, wenn man ihn zu schnell von den natürlichen Bedingungen seines bisherigen Lebens losmacht. Denn das giebt die vielen „verschrobnen“ Menschen, das will sagen: die da äußerlich nicht hingehören, wohin sie sich mit Vorliebe stellen, wie niemand das köstlicher geschildert hat, als Goethe in seiner Parabel vom Meister einer ländlichen Schule — das giebt ferner die vielen verkannten Genies, z. B. die wahren Opfer der akademischen Preisaufgabe, die, weil sie eine solche „gelöst“ haben, sich nur noch zu etwas Höherm tauglich und berufen glauben, und die es

unter dem Druck eines solchen Schicksals schließlich zu nichts weiterm bringen, als daß sie persönlich andern lächerlich sind, ohne es selbst zu ahnen.

Als man vor einer Reihe von Jahren bei uns zuerst den Ausdruck „studirtes Proletariat“ oder „akademisches Proletariat“ hörte, da wurde er von einzelnen, z. B. von Bismarck in der vielleicht zu wohlwollenden Voraussetzung gebraucht, als ob man die Sache, die damit bezeichnet werden sollte, in Deutschland noch nicht hätte. Man wollte damit vielmehr vor einer künftigen Gefahr warnen, wozu man die Beispiele damals noch aus Rußland nehmen mußte. Gegenwärtig wird auch der größte Optimist zugeben, daß wir mit selbstgezognem Material dienen können. Dem gegenüber wäre wohl einmal zu erwägen, ob bei solcher Überfüllung der akademischen Berufe die „Zuckerprämie“ auf der Universität überhaupt noch einen Sinn habe? Manches, wie die auf Stiftungen, namentlich einzelner Familien beruhenden Stipendien, wird sich nicht ohne weiteres beseitigen lassen, es hat aber auch eine andre praktische Bedeutung. Freitische dagegen und allgemeine kleine Geldstipendien („Saufstipendien“ nennt sie hie und da der Student) sind Mittel zur Beförderung eines Pauperismus, mit dessen Pflege dem Staat und der Allgemeinheit kein Dienst erwiesen wird, dem Einzelnen aber auch nur selten ein wirkliches Glück geschieht.

Der Staat könnte ohne irgend einen Schaden auf den Ersatz seines höhern Mittelstandes aus der niedern Volkschicht verzichten, und wenn er nur Mittel fände, ihn zu verhindern, so würde auch dem Einzelnen nichts entzogen werden. Man hat dafür immer leicht das vielgebrauchte Wort von der notwendigen Zuführung frischen Blutes zur Hand. Aber das Blut verliert nichts durch allmähliche Veränderung, im Gegenteil, es gewinnt nur. Was nun den nach unsrer Auffassung nicht wünschenswerten unmittelbaren Zufluß betrifft, so kann zwar, so sagt man, die Erfahrung eines Einzelnen nichts beweisen (was sie aber auch gar nicht will, weil ihr Eigentümer hinlänglich vernünftig ist, das allein einzusehen), immerhin aber kann sie vielleicht noch auf andre gleichfalls Vernünftige einen gewissen Eindruck machen, wenn sie gewissenhaft formulirt wird. Der Verfasser dieser Betrachtungen ist nicht mehr jung, er hat in den verschiedensten Gegenden Deutschlands in Städten und auf dem Lande gelebt. Er hat eine große Menge Menschen kennen gelernt und mit vielen ältern, die zum Teil lange nicht mehr leben, Gedanken ausgetauscht über dieselbe Frage nach dem „Zug von unten,“ so daß seine Erfahrung in diesem Punkte wohl für die Erfahrung mehrerer Menschen gelten kann. Er hat nun auf solche Weise, näher oder ferner, zahlreiche Menschen kennen gelernt, die geradeswegs von unten nach oben strebten, aber unter diesen Hunderten wüßte er nur wenige zu nennen, die sich und andre in diesem Streben glücklich gemacht haben. Das sind einige Geistliche, von denen er das sagen zu dürfen glaubt. Damit ist aber das Buch zu Ende.

Es läßt sich nun einmal nicht verkennen, und noch ganz zuletzt wieder in

der Affektorenfrage ist es vielfach zur Sprache gekommen: ein gewisser Besitz verbürgt, um es möglichst vorsichtig auszudrücken, in der Regel ein gewisses Verhalten des betreffenden Besitzers. Hören wir darüber das Wort eines wirklichen Menschenfreundes, der nicht in dem Verdacht steht, ein Aristokrat zu sein, und noch dazu in der freien Schweiz lebt. Hilty sagt in dem schon erwähnten Buche: „Ich habe wenigstens noch keinen Sohn sehr kleiner Leute gesehen, der nicht einen geheimen Respekt vor Adel und Reichtum gehabt hätte.“ Das ist noch sehr vorsichtig ausgedrückt. Man kann sogar sagen: der Parvenu findet das richtige Verhalten zu dem äußern Besitz fast nie. Ihm wird seine Herkunft immer anhängen. Wer aber Aufwand aus eignen Mitteln für Zwecke höherer Bildung zu machen gewohnt ist, lernt beides früh zu einander in Verhältnis setzen, und solche Anschauung vererbt sich vom Vater auf den Sohn, oder richtiger: die Familie giebt sie dem Einzelnen mit ins Leben, und draußen lernt er dann erkennen, was diese Gabe wert ist. Das bedeutet noch lange nicht die Einerleiheit von „Besitz und Bildung,“ aber wohl bezeichnet es den Weg, wo beides zu einer Einheit werden könnte. Was ich mir geistig erwerbe, ist mein eigen. Wenn ich dafür äußere Mittel aufwenden kann, so bin ich besser dran als mancher andre. Wenn ich es aber thue, so darf ich auch wohl für besser gelten als der, der es könnte und nicht thut. Und diese gute Gewöhnung einer höhern Kultur, wenn auch des Einzelnen persönliches Verdienst darum nicht mehr groß ist, wollen wir nicht gering achten. Wir können dabei wohlthun und mitteilen und brauchen noch lange kein Mammonsdiener zu sein, wenn wir meinen, daß auch die Bildung im letzten Sinne etwas fastenartiges hat und an die Grenzen eines gewissen äußern Verhaltens gebunden ist. „Verehrung falscher Bornehmheit, sagt Hilty, ist immer das charakteristische Zeichen des Plebejers von Geburt und Art.“

Der verstorbne Rudolf Hildebrand hat früher in den Grenzboten „Tagebuchblätter eines Sonntagsphilosophen“ veröffentlicht, die jetzt als Buch erschienen sind. Er ist auch ein Mann des Volkes gewesen, wie man fast auf jeder Seite des hübschen Buches sehen kann. Er spricht an einer Stelle darüber, was schon mancher in seinen Gedanken bewegt hat, daß der einzelne Mensch die Erfahrung seiner Jugend gewöhnlich im Alter nicht mehr ausnützen könne, weil es zu spät dazu sei. Wohl aber, meint er dann, könne, was dem einzelnen Menschenkinde versagt sei, die Menschheit als ganzes, die Welt, den Gewinn und die Erfahrung des Alters in die neue Jugend mit hinübernehmen. „Das wird möglich durch das Gesamtbewußtsein, das sich von Geschlecht zu Geschlecht herausbildet und überliefert und auch dem Einzelnen seine Wege erleichtern und abkürzen kann. Damit ist das Bewahren des alten Guten und der Fortschritt aufs beste gepaart. Aller wahre Fortschritt beruht denn auch darauf, daß die alternde Welt sich aus sich heraus fortwährend verjüngen kann und doch dabei wissen, was sie als alte wissen kann.“

In der Richtung dieser Anschauung liegt das, was wir mit einem kurzen Ausdrucke die Kontinuität unsrer höhern Bildung nennen können. Diese Bildung selbst ist wieder durch gewisse äußere Verhältnisse bedingt, und dazu gehört nach unsrer Auffassung auch der jetzt so viel berufne „Besitz,“ wenn man seine Bedeutung nicht über Gebühr steigert. Wer mit einem so begründeten Erbteil seiner Vorfahren in das geistige Leben seiner Zeit eintreten und eingreifen kann, der hat es natürlich leichter, als wer von unten her in jene Kontinuität gewissermaßen einbricht. Um gleichen Erfolg zu haben, müßte des Emporstrebenden geistige Kraft bedeutender sein oder sein Glück größer. Weil uns nun das als eine Forderung der ausgleichenden Gerechtigkeit vorkommt, so schreiben wir, wie es scheint, zunächst jedem Emporstiegenden leicht ein Talent zu, das er in Wirklichkeit gar nicht hat. Und weil dann für ihn das Mißlingen unausbleiblich ist, so machen wir zweitens meist die traurige Wahrnehmung, daß ein zu schnelles Emporstiegen die erste Generation ihres Fortschritts nicht froh werden läßt. Wohl ihr, wenn das Glück der folgenden sie für die eigne Enttäuschung entschädigen kann!



Eine Charakternovelle



vor kurzem war in einem Blatte zu lesen, der oder der deutsche Schriftsteller — der Name ist mir eben entfallen — habe in den letzten zehn Jahren das und jenes geschrieben, er gelte neuerdings für den ersten Vertreter der — italienischen Charakternovelle. Er stehe in dieser Beziehung sogar noch über Paul Heyse. Einen Augenblick rieb ich mir die Stirn: Hast du denn die letzten zehn Jahre geschlafen? Italienische Charakternovelle, was mag denn das sein? Ich konnte mich wohl aus meiner frühern Kenntniss erinnern, daß kräftige Zeiten oder einzelne kräftige Menschen ein fremdes nationales Kostüm benutzt hätten als Maske für Spott oder Kurzweil, auch im Ernst zum Gewande für eigne, tiefe Gedanken, aber das war doch alte, verjährte Litteraturkenntnis: Gil Blas, Montesquieu, Lord Byron oder so etwas. Aber jetzt, seit zehn Jahren, italienische Charakternovelle? „Nun ja, warum lesen Sies denn nicht,“ pflegte mein alter Freund S. mir bei solchen Anlässen zu sagen. Und wenn ich mirs dann gekauft oder sonstwie verschafft und es schließlich auch gelesen hatte und dann bei nächster Gelegenheit ihm anvertraute, daß ich doch eigentlich nicht